



Die Gefangenen aller Zeiten bekommen plötzlich Gesichter: das eindrucksvolle Schlussbild des Heidenheimer „Fidelio“.

Fotos: Jennifer Rappke

Freiheit, die ich meine

Die Durchleuchtung eines Wortes: Ludwig van Beethovens „Fidelio“ bei den Heidenheimer Opernfestspielen



Ist Leonore: Martine Reyners.



Ist Florestan: Vincent Wolfsteiner.



Ist Pizarro: Johannes v. Duisburg.



Ist Rocco: Marek Gasztecki.

Freedom is just another word for nothing left to lose
Kris Kristofferson, „Me and Bobby McGee“

Ludwig van Beethoven, „Fidelio“: Um was geht's eigentlich? Freiheit, sagen die meisten. Und das ist schon mal nicht schlecht. Bloß: Freiheit, was ist das?

Die französischen Revolutionäre einst hatten die Freiheit ganz oben und zuerst auf ihre Fahnen geschrieben. Noch vor Gleichheit und Brüderlichkeit. Nicht allen, auch nicht allen von ihnen selbst, ist diese Art Freiheit bekommen. Aber immerhin, die Welt verändert hat sie schon. Oder?

Anderorts hingegen zum Beispiel hat man der Freiheit die Einigkeit und auch das Recht vorgeordnet, was den Umstand mit sich bringt, dass die Freiheit solcher Art mit jedweder obwaltenden Macht in Einklang zu bringen ist. Ganz ohne die Notwendigkeit von Revolutionen, wie man sie heute von so geheimnisvollen Orten wie dem Jemen und aus dem Fernsehen kennt.

Lustig ist auch die Freiheit, die hinter der dem „Fidelio“ zugrunde liegenden tatsächlichen Begebenheit steckt. Hier nämlich wäre die Freiheit zu nennen, eine Geschichte so zu erzählen, wie sie einem am besten passt. Denn die, wenn man so will, Ur-Leonore war tatsächlich eine junge französische Adlige, die ihren Mann aus den Kerkern der Revolution befreite. So

viel zu dem – und nun nach Heidenheim.

Selbstverständlich geht's auch im Heidenheimer „Fidelio“ um die Freiheit – um die große wie um die kleine im Persönlichen. Und es geht ein wenig um Liebe. Sonst wär's ja auch langweilig.

Sein Hauptaugenmerk legt der Regisseur Hermann Schneider in einer interpretatorisch absichtlich eher im Vagen bleibenden Inszenierung der eher stillen Bilder auf die Frage, wie weit einer bereit ist zu gehen, um seine und/oder die Freiheit für andere zu erlangen. Dies glückt Schneider – von der völlig unpassenden, gar unfreiwillig komisch wirkenden Vergewaltigungspantomime einmal abgesehen – durchaus überzeugend und über die komplette Strecke betrachtet immer intensiver.

Leonore, die sich mit zu allem entschlossenem Eifer in eine eigentlich hoffnungslose Ausnahme-situation stürzt, was die großartig und mit Kraft in allen Lagen und Registern singende Sopranistin Martine Reyners auch stimmlich eindrucksvoll umzusetzen weiß, kommt in dieser Inszenierung mit einem Mal deutlich an den Punkt, wo sie ihre Pistole bloß abdrücken brauchte, um den Peiniger ihres Mannes und vieler anderer auszuschalten. Für Freiheit zur Mörderin werden? Sie bringt's, obwohl der Gatte, der am eigenen Leib erfahren hat, wie wenig Spielraum der vermeintlich Freie haben

kann, eindeutig zurät, nicht fertig.

Oder Rocco, der Gefängniswärter im Hausmeistergewand: Kann einer frei sein, der seine Freiheit der Tatsache verdankt, dass er dafür sorgt, dass andere eingesperrt bleiben? Und soll so einer seine Freiheit riskieren um der Freiheit von vermutlich zu Unrecht Eingekerkerten willen? Der souverän gestaltende Bassist Marek M. Gasztecki bringt all diese Zweifel auch singend auf den Punkt.

Dem Dämonen Pizarro hingegen, der ja in all seiner Pracht tatsächlich nur solange frei ist, wie die, die ihn durchschaut haben, weggesperrt schweigen müssen, geht leider das Dämonische ab. Was weniger dem mit leicht spöttischem Grundton, bassbaritonaler aber über jeden Zweifel erhaben auftretenden Johannes von Duisburg zuzuschreiben ist, als vielmehr der ihm von Kostümbildnerin Irina Bartels verordneten Couture. Mit Sonnenbrille, roter Weste, schwarzer Lederhose und einem Umhängchen wirkt er ein wenig wie eine riesige, flugunfähige Stubenfliege aus dem späten Mesozoikum.

Den Kerkermeister als solchen über den Weg der Ehe mit dessen Tochter Marzelline zu beerben, ist ein lockendes Freiheitsmodell für den Hilfsschließer Jaquino, dem Christoph Wittmann eine wunderbar klingende Tenorstimme leiht. Und dem Minister, der am Ende die Brüderlichkeit besingt, weil die von Kopf bis Fuß auf Charity ein-

gestellten Damen aus seiner Entourage die armen Gefangenen so authentisch finden, ist jede Freiheit recht, die ihn an der Spitze sieht. Karl-Friedrich Dürr singt das sehr prägnant.

Am Ende wird so aus einer vermeintlichen Schwäche der Inszenierung, diesem Vagen, interpretatorisch Nicht-festgelegt-werden-Wollendem, die große Stärke der Inszenierung. Denn über das im eindrucksvollen Schlussbild (Bühne Detlev Beaujean) mit den auf den Hintergrund projizierten Köpfen der Gefangenen samt Namen und Verhaftungsjahr gipfelnde einzige konkrete Statement hinaus – dass die Dinge zwar schon immer so waren, die Freiheit aber auch immer wieder gesucht und erkämpft werden kann – lädt sie den Betrachter, der das will, zu einer intensiven Beschäftigung mit einem zuhöchst komplexen Thema ein. Denkbar wird plötzlich vieles. Und ist es nicht sogar möglich, dass Leonore und Florestan sich am Ende, gemeinsam im Kerker schmachtend, das schöne Ende nur verzweifelt erträumt hätten...

Wie dem auch sei: Heidenheims „Fidelio“ kommt mit viel Gedankenfutter daher, aber ohne forcierende Action und erhobenen Zeigefinger aus. Dazu passt auch die von Opernfestspielregisseur Marcus Bosch verantwortete musikalische Seite der Medaille. Bosch und die aufmerksam mitgehenden Nürn-

berger Symphoniker agieren sehr durchhörbar, dynamisch fein variiert, nahezu kammermusikalisch angelegt, wobei aber die der Oper als solcher innewohnende Kraft wahrnehmbar unter der Oberfläche pulsiert, ohne durch plakative Ausbrüche vergeudet zu werden. Wenn dann aber, so wie in Florestans großer Szene (Vincent Wolfsteiner besticht durch einen ebenso leidenschaftlich wie durchschlagskräftig und elegant geführten Tenor) zu Beginn des zweiten Aktes, die Zügel lang gelassen werden, bricht sich diese Kraft umso eindrucksvoller Bahn.

Und wenn sich die groß klingenden Stuttgarter Choristen am Ende auf der Bühne versammeln, um den Tag und die Stunde zu loben, haben wir nicht nur gelernt, dass sich Freiheit unter Umständen erlangen lässt, sondern dass deren Erlangung andere wie erschlagen zurücklassen kann. Man schaue sich da nur die arme Marzelline an. Der Mann, durch den sie sich Freiheit versprochen hatte, entpuppt sich als verheiratete Frau. Was sind wir froh, dass das so voller Träume steckende Mädchen, dessen Partie mit Antonia Bourvé stimmlich wie darstellerisch kongenial besetzt ist, die Pistole in ihrer Hand nicht gegen sich selbst richtet und abdrückt!

Manfred F. Kubiak

Info: Bericht über die Premierenfeier am Freitag, Seite 10



Showdown im Keller: Florestan, Leonore, Rocco und Don Pizarro geraten plötzlich aneinander.



Ist Jaquino: Christoph Wittmann.



Ist Marzelline: Antonia Bourvé.